

Suhrkamp

Jorge G.
Castañeda
Che Guevara

Biographie

suhrkamp taschenbuch 2911

Ernesto Guevara de la Serna, genannt »Che«, war bereits vor seinem Tod am 8. Oktober 1967 eine Legende, ein Mythos, der das Lebensgefühl und die Ideologie einer ganzen Generation weltweit geprägt hat.

Die Biographie von Jorge G. Castañeda, »flüssig wie ein Roman« (*Tomás Eloy Martínez*), beschreibt Che Guevaras Lehen von den bürgerlichen Anfängen in Argentinien bis zum Tod des Guerillero in Bolivien. Sein Buch ist zugleich eine Darstellung der Zeitgeschichte Kubas und Lateinamerikas von Beginn der Aufstände in der Sierra Maestra 1956 bis zum bolivianischen Abenteuer. Er stellt »ein überzeugendes Gleichgewicht zwischen den historischen Betrachtungen und der persönlichen Vita des argentinischen Revolutionärs her« (SFB).

Castañeda konnte bislang geheime offizielle Dokumente auswerten und hat Interviews mit noch lebenden Freunden und Mitkämpfern Che Guevaras geführt. So entstand eine Biographie, die das Leben des Revolutionärs, aber auch die weltpolitischen Auswirkungen und die internationalen Verflechtungen der kubanischen Revolution umfassend und detailliert darstellt.

Jorge G. Castañeda
Che Guevara

Biographie

Aus dem Englischen und Spanischen
von Christiane Barckhausen, Sven Dörper,
Ursula Gräfe und Udo Rennert

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
Compañero. The Life and Death of Che Guevara
bei Alfred A. Knopf, New York
© 1997 by Jorge G. Castañeda
This translation published by arrangements
with Alfred A. Knopf, Inc.



8. Auflage 2024

Erste Auflage 1998

suhrkamp taschenbuch 2911

© 1997, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von heißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-39411-3

www.suhrkamp.de

Che Guevara

Inhalt

Prolog	9
1 Kindheit und Jugend in Argentinien	15
2 Jahre der Liebe und Indifferenz: Medizinstudium in Buenos Aires, Perón und Chichina	39
3 Die ersten Schritte: Reisen ist notwendig, leben nicht .	60
4 Im Kreuzfeuer mit Fidel	100
5 Unser Mann in Havanna	147
6 »Hirn der Revolution«. Zögling der UdSSR	197
7 Einen schönen Tod kann sich der Sozialismus nicht leisten	243
8 Mit Fidel weder Ehe noch Scheidung	294
9 Che Guevara im Herzen der Finsternis	345
10 Verraten in Bolivien. Von wem? Und wo?	408
11 Tod und Auferstehung	486
Anmerkungen	513
Literaturverzeichnis	611
Danksagungen	615
Aus den Presseberichten im Juli 1997	617
Register	631

Prolog

Sie reinigten sein Gesicht, das nun gelassen, ja fast heiter wirkte, und sie entblößten seinen Oberkörper, ausgezehrt von vierzig Jahren Asthma und einem Jahr des Hungers in der Wildnis im Südosten Boliviens. Dann brachten sie den Toten in die Wäscherei des Krankenhauses Nuestra Señora de Malta, legten ihn auf die Waschbecken und hoben seinen Kopf an, so daß alle die Jagdbeute in Augenschein nehmen konnten. Danach bahrten sie ihn auf eine Betonplatte, befreiten seine Hände von den Stricken, mit denen er während des Flugs im Hubschrauber von La Higuera gefesselt gewesen war, und wiesen die Krankenschwester an, ihn zu waschen, seine Haare zu kämmen und den spärlichen Bart zu stutzen. Als die Journalisten und die neugierigen Nachbarn an ihm vorbeidefiliereten, war die Verwandlung bereits vollkommen. Der niedergeschlagene, jähzornige und zottige Mann vom Tag zuvor hatte sich in den Christus von Vallegrande verwandelt, in dessen klaren geöffneten Augen sich der zärtliche Gleichmut seines freiwilligen Opfers spiegelte. Die bolivianische Armee hatte ihren einzigen strategischen Fehler erst begangen, nachdem sie die bedeutendste Trophäe des Krieges erbeutet hatte, denn sie hatte den gebrochenen, in die Enge getriebenen Revolutionär, den besiegten Flüchtling aus der Yuro-Schlucht, das Gesicht düster vor Zorn und Enttäuschung, in ein geradezu magisches Bild für das Leben nach dem Tod verwandelt. Die Henker selbst verliehen dem Mythos, der um die Welt gehen sollte, sein menschliches Gesicht.

Der Betrachter dieser Fotografien muß sich fragen, wie der verzagte Guevara aus der kleinen Schule von La Higuera sich in jene beseligende Ikone von Vallegrande verwandeln konnte, die Freddy Albortas Objektiv so meisterhaft für die Nachwelt eingefangen hat. Nach Ansicht des raffiniertesten und erfahrensten von Guevaras Verfolgern, Gary Prado Salmón – er war es, der Che schließlich gefangennahm – verbirgt sich dahinter kein großes Geheimnis:

Sie wuschen ihn, kleideten ihn an und bahrten ihn den Anweisungen des Gerichtsmediziners entsprechend auf <...> Wir mußten seine Identität beweisen und der Welt zeigen, daß wir <...>

Che geschlagen hatten. Es stand außer Frage, ihn auf die Art zur Schau zu stellen wie die anderen Guerilleros, als Leichname auf dem Boden, mit einem Ausdruck, der mich stets ungeheuer beeindruckt hat <...> die Gesichter völlig verzerrt. Der Grund, aus dem ich ein Taschentuch um Che Guevaras Kiefer band, war genau dieser – er sollte nicht deformiert aussehen. Alle hegten instinktiv den Wunsch zu demonstrieren, daß es wirklich Che war, sagen zu können, »da ist er, wir haben gesiegt«. Das war die Stimmung bei den bolivianischen Streitkräften. »Es sollte keinen Zweifel an seiner Identität geben, aber wenn wir ihn so ausgestellt hätten, wie er war – zerlumpt und ungekämmt – wären Zweifel entstanden.«¹

Seine Häscher sahen jedoch nicht voraus, daß diese Logik nicht nur für sie arbeiten würde, sondern auch für diejenigen, die noch jahrelang um ihn trauern sollten. Die Symbolkraft Ernesto Che Guevaras ist ohne den Aspekt des Opfers nicht begreifbar. Ein Mann, der alles besitzt – Macht, Ruhm, Familie und Annehmlichkeiten –, verzichtet auf all dies für eine Idee, und zwar ohne Zorn und Vorbehalte. Seine unbestreitbare Bereitschaft zu sterben, findet sich nicht in Guevaras Reden oder Schriften, nicht in den Lobpreisungen Fidel Castros, nicht einmal in der posthumen Verherrlichung seines Märtyrertums, sondern vielmehr in den Augen des Toten in der Leichenhalle. Es ist, als blicke der tote Guevara verzeihend auf seine Mörder und erkläre der Welt, daß die, die für ihre Idee sterben, ihre Leiden transzendieren.

Der andere Guevara, dessen Zorn und Niedergeschlagenheit die Totenmaske nicht widerspiegelt, wäre kaum zu einem Symbol von Helden- und Opfermut geworden. Der besiegte Che mit schmutzigem Haar, zerlumpten Kleidern und bolivianischen *abarcas* an den Füßen, ein Fremder für Freunde und Feinde zugleich, hätte niemals das Mitgefühl und die Bewunderung hervorgerufen, die der Märtyrer von Vallegrande erweckte.² Kein Wunder also, daß die drei Fotografien, die von Che nach seiner Gefangennahme existieren, erst zwanzig Jahre nach seiner Hinrichtung in Umlauf kamen. Weder Felix Rodríguez, der CIA-Mann, der eines der Fotos gemacht hat, noch General Arnaldo Saucedo, von dem die anderen stammen, veröffentlichte sie vorher. Wieder war der Grund dafür paradox. Obwohl einige Tage nach dem Yuro-Hinterhalt zugegeben wurde, daß Che nicht im Kampf gestorben war, war es immer noch

am besten, die endgültigen Beweise für seine kaltblütige Hinrichtung geheimzuhalten – die Fotos, die ihn nach seiner Gefangennahme noch lebend zeigten. Aus demselben Grund wurden die Bilder auch erst in den neunziger Jahren im Fernsehen gezeigt. Der tote Che war, ohne anklagend zu wirken, überzeugend und brachte einen unsterblichen Mythos hervor. Die Bilder des lebenden Che hätten bestenfalls Mitleid erregt, aber auch Zweifel an seiner Identität geweckt. Sie waren der Beweis für einen uneingestanden Mord, von dem dennoch alle wußten. Das christus-ähnliche Bild blieb; das andere, verwüstete und düstere, verschwand.

Ernesto Guevara füllte die sozialen Utopien und Träume einer ganzen Generation mit Leben, er verkörperte, auf eine fast mystische Weise, den Geist seiner Epoche. Ein anderer hätte in den sanften und doch zornigen Sechzigern wohl kaum eine Spur hinterlassen. Und in einer weniger idealistischen und turbulenten Zeit wäre Che unbeachtet geblieben. Che Guevara hat hauptsächlich dank der Generation, die er inspirierte, als einmalige und denkwürdige Gestalt überlebt. Seine Bedeutung ist keine Folge seiner Taten oder Ideen, sondern seiner fast vollkommenen Verschmelzung mit einer historischen Epoche. Der frühe Tod, der das Versprechen des Lebens unerfüllt läßt, wurde zum Leitmotiv der Zeit – beginnend mit James Dean Mitte der fünfziger, Lenny Bruce zu Beginn der sechziger Jahre und dann weitergeführt von den Ikonen des Jahrzehnts Jimmy Hendrix, Janis Joplin und Jim Morrison, aber auch Malcolm X und Martin Luther King und den Kennedys. Aber keiner von ihnen wurde zu einem so eindringlichen Symbol wie Che Guevara. Zahllose Gleichklänge schufen die entscheidende Verschmelzung von Mythos und Geschichte. Keine andere Biographie hätte jemals den Geist ihrer Zeit so einfangen können; kein anderer historischer Moment hätte sich je auf gleiche Weise in diesem Geist widerspiegeln können.

Ebenso wie für das Jahrzehnt, das ihn leben und sterben sah, war in Ernesto Guevaras Leben eine an Eigensinn oder (wie einige behaupten) Größenwahn grenzende Willenskraft das Leitprinzip. In seinem nüchternen und ein wenig rätselhaften Abschiedsbrief an die Eltern hebt er dies sehr deutlich hervor: »Meine Willenskraft, die ich mit der Sorgfalt eines Künstlers geschliffen habe, trägt meine schwachen Beine und müden Lungen.«³ Von den Jugendjahren als Rugbyspieler in Córdoba bis zu seinem Leidensweg im

bolivianischen Dschungel war er stets von der Voraussetzung ausgegangen, daß man etwas nur zu wollen brauchte, damit es geschah. Es gab kein Hindernis, das nicht durch Willenskraft überwunden werden konnte. Che Guevaras Lieben und Reisen, seine politische Vision, seine militärische und wirtschaftliche Führungstätigkeit waren von einem unbezwingbaren Willen durchdrungen, der ihn außerordentliche Leistungen vollbringen und herausragende Siege erringen ließ. Wiederholte und schließlich sogar tödliche Irrtümer waren allerdings eingeschlossen.

Dieser beinahe narzißtische Eigensinn hatte manche Ursachen: Che Guevaras eigene Entschlossenheit, sein unaufhörliches Ringen mit dem Asthma, die ständige, von Verehrung und Schuldgefühlen genährte Aufmerksamkeit seiner Mutter. Doch jenseits der Frage nach den Ursachen steht die Wirkung. Wenige Personen haben das Selbstvertrauen Ernesto Guevaras erreicht, welches ihm gestattete, die unbegreiflichsten Dummheiten zu begehen und gleichzeitig die scharfsinnigsten und erbarmungslosesten Selbstanalysen durchzuführen. Wenn jemand glaubte, es genüge, sich die Welt zu wünschen, um sie zu gewinnen, dann war es Che Guevara. Wenn es je eine Zeit gegeben hat, in der Millionen das gleiche dachten, dann waren es die sechziger Jahre.

Eine weitere Übereinstimmung zwischen seinem Leben und der Zeit, die er verkörperte, lag in seiner beharrlichen Ablehnung jeder Doppeldeutigkeit oder Ambivalenz, ein Zug, den die meisten der Generation, für die er stand, mit ihm teilten. In einem beträchtlichen Ausmaß waren die sechziger Jahre von einer im Grunde unkritischen Ablehnung der Widersprüche des Lebens beherrscht. Schwarz-Weiß-Denken kennzeichnet jene Epoche. Viele Angehörige der ersten Nachkriegsgeneration fanden es unerträglich, mit widersprüchlichen Gefühlen, widerstreitenden Begierden und auch mit unvereinbaren politischen Zielen umzugehen, und traten eine Flucht nach vorn an. Wer repräsentierte die Unfähigkeit dieser Generation, mit Gegensätzen zu leben, besser als Che?

Che Guevaras legendäre Willenskraft zerbrach an der Zeit, an den geopolitischen Vorgängen und den – für ihn letztlich nicht nachvollziehbaren – komplexen gesellschaftlichen Umwälzungen. Der leidenschaftliche Idealismus und die Arroganz der Generation von 1968 von Berkeley bis Peking und von Prag bis Mexiko-Stadt führte zu unbestreitbaren kulturellen Veränderungen, deren Aus-

maß wir erst heute zu verstehen beginnen. Aber es gab keine Rückkehr ins Paradies, keinen Sturm auf den Winterpalast. Die beispiellosen politischen Reformen, die jenen unbesonnenen Tagen der Studentenrevolte und intellektuellen Gärung entstammten, führten zu signifikanten Veränderungen, wenn die Schauplätze auch begrenzt waren. Zu nennen wären das Ende des Vietnamkriegs, der Abschied Frankreichs von General de Gaulle, eine Spur von Liberalisierung in Mexiko zu Beginn der Präsidentschaft von Luis Echeverria, beispielhafte und langfristige soziale Errungenschaften in Italien – nicht viel, dennoch hinterließ 1968 uns ein dauerhaftes Vermächtnis. Wie der Mann, der die tiefere Bedeutung dieser Zeit am besten verkörpert.

Und diese Bedeutung wird nur aus der Zeit heraus verständlich. Che Guevaras Ideen, sein Leben und Werk, seine Vorbildhaftigkeit gehören der Vergangenheit an. Daher werden sie nie wieder aktuell sein. Natürlich, die Geschichte geht weiter, und die Idee der Revolution mag eines Tages wiedererstehen. Aber das Fenster beginnt sich zu schließen. Che Guevaras Hoffnungen sind nun – am Ende des 20. Jahrhunderts – in dem langen Todeskampf des aus dem 19. Jahrhundert stammenden Sozialismus zugrunde gegangen. Wenn Guevara in einigen internen kubanischen Debatten immer wieder flüchtige Erwähnung findet, bedeutet dies keine Rehabilitation und schon gar keine Wiederaufnahme seiner Ideen durch die zeitgenössische Geschichte. Seine wichtigsten theoretischen und politischen Thesen – der bewaffnete Kampf, die Guerillabewegung, die Schaffung des neuen Menschen, das Primat moralischer Beweggründe und der kämpferische, solidarische Internationalismus – sind heute beinahe bedeutungslos geworden. Die kubanische Revolution – sein größter Triumph und authentischster Erfolg – liegt im Sterben und verdankt ihr Überleben lediglich der Ablehnung von Che Guevaras ideologischem Vermächtnis.

Doch nostalgische Gefühle bleiben. *Subcomandante* Marcos, der kampferprobte, in die Enge getriebene Anführer des Zapatistenaufstands in Chiapas, zitiert Che Guevara häufig – besonders wenn es darum geht, Verrat oder Niederlage zu illustrieren. Als Reaktion auf die Offensive der mexikanischen Armee am 9. Februar 1995 erinnerte Marcos gleich an zwei Heilige: Emiliano Zapata in Chinameca und Che in Vado del Yeso und der Yuro-Schlucht.⁴ Auch in den Medien hat Che überlebt. Seine nicht nach-

lassende Anziehungskraft ist Ausdruck des letzten Rufes nach einem modernen Utopia. Che verkörpert das letzte Zusammentreffen der großen und hochherzigen Ideale unseres Zeitalters – Gleichheit, Solidarität, individuelle und kollektive Befreiung –, und er steht für die Männer und Frauen, die sie zu verwirklichen suchten. Die Hoffnungen und Träume der Sechziger finden nun am Ende des Jahrhunderts noch einmal Widerhall, inzwischen bar aller Utopien, ohne ein gemeinsames Ziel und zerrissen von den Konflikten, die paradoxerweise unserer monolithischen ideologischen Uniformität zu eigen sind. Der Moment, der Che Guevara berühmt machte, hat ihn überlebt, und er selbst verleiht diesem Augenblick der Geschichte, der in der Erinnerung, wenn auch nur schwach, fortbesteht, Licht und Sinn. Die Geschichte seines Lebens sollte im schnellen Rhythmus vorgetragen werden, denn so hat er gelebt. Sie sollte sich lesen wie die Chronik der sechziger Jahre: hektisch, ereignisreich und vergänglich. Seine Kindheit und Jugend, seine Reife und sein Tod sind der Code, mit dessen Hilfe die mystische Begegnung eines Mannes mit seiner Welt zu entschlüsseln ist.

Kindheit und Jugend in Argentinien

Vor der großen Wirtschaftskrise war es eigentlich nicht ungünstig, in Argentinien geboren zu werden und aufzuwachsen – besonders, wenn man, wie der älteste Sohn von Ernesto Guevara Lynch und Celia de la Serna y Llosa, zur blaublütigen Aristokratie gehörte. Ernesto Guevara de la Serna kam am 14. Juni 1928 in Rosario zur Welt, der drittgrößten Stadt des zwölfteinhalb Millionen Einwohner zählenden Landes. Die väterliche Familie Guevara Lynch war seit zwölf Generationen in Argentinien ansässig, ausreichend lange also, um in dem Einwanderungsland, an dessen Küsten es die meisten erst kürzlich verschlagen hatte, zur Aristokratie zu gehören. Mütterlicherseits hatte die Familie ebenfalls eine alte und vornehme Abkunft sowie ausgedehnte Ländereien vorzuweisen, was in Argentinien gleichbedeutend mit Geld ist.

Von seinem Vater erbte Ernesto irisches und spanisches Blut. Sein Urgroßvater Patrick Lynch war aus England nach Spanien und von dort aus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach La Plata – wie die Kolonie damals hieß – geflohen. Er hatte sogar mexikanisch-amerikanische Vorfahren: Ana, Che Guevaras Großmutter väterlicherseits, war 1868 in Kalifornien geboren worden, und Roberto Guevara, ihr Mann, stammte ebenfalls aus den Vereinigten Staaten, wenn auch nur durch einen Zufall. Seine Eltern hatten sich in den kalifornischen Goldrausch von 1848 gestürzt, waren aber wenige Jahre später in das Land ihrer Geburt zurückgekehrt.

Die Guevaras gehörten jedoch nicht nur aufgrund ihrer Herkunft zum argentinischen Adel. Der Guevara-Lynch-Zweig der Familie war eng mit der Geschichte der einheimischen Aristokratie verknüpft, da Gaspar Lynch im 19. Jahrhundert zu den Gründern der Sociedad Rural Argentina, einem regelrechten Verwaltungsrat der Grundbesitzer-Oligarchie, gehörte hatte. War Enrique Lynch gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine der Hauptstützen der Oligarchie, so kann man Ana Lynch, die einzige Großmutter, die Che

noch kennenlernte, als Liberale und Bilderstürmerin bezeichnen. Sie muß eine prägende Gestalt in seiner Jugend gewesen sein, denn sein 1947 gefaßter Entschluß, Medizin statt Ingenieurwesen zu studieren, war zum Teil eine Folge ihrer Krankheit und ihres Todes.

Mütterlicherseits gingen Guevaras Wurzeln auf General José de la Serna e Hinojosa zurück, den letzten spanischen Vizekönig von Peru, dessen Truppen in der historischen Schlacht bei Ayacucho 1824 von Sucre geschlagen wurden, womit Südamerikas Unabhängigkeit endlich gesichert war.¹

Celia, Tochter des Juan Martín de la Serna und der Edelmira Llosa, war noch nicht einundzwanzig, als sie 1927 den jungen ehemaligen Architekturstudenten Ernesto Guevara Lynch heiratete. Ihre Eltern waren schon vor Jahren gestorben: Don Juan hatte sich, einer seiner Enkelinnen zufolge, kurz nach Celias Geburt über Bord eines Schiffes gestürzt, nachdem er von seiner Syphilis erfahren hatte²; Edelmira starb wenig später. Celia wurde von ihrer älteren Schwester Carmen de la Serna großgezogen, die 1928 den kommunistischen Dichter Cayetano Córdova Iturburu heiratete. Beide waren eingetragene Mitglieder der Argentinischen Kommunistischen Partei und blieben es vierzehn Jahre.³

Celias Familie »war reich«, wie ihr Mann, ohne zu erröten, zugab. Ihr Vater hatte »ein großes Vermögen <...> und mehrere Farmen« geerbt. Er war ein »gebildeter und sehr intelligenter Mann« und »ein Mitglied der ›Radikalen‹«, und er hatte an der Revolution von 1890 teilgenommen.⁴ Obwohl der Familienbesitz unter sieben Kinder aufgeteilt wurde, reichte er für alle. Die Guevara de la Sernas lebten mehr von Celias Pachteinkünften und ihrer Erbschaft als von den ausgefallenen geschäftlichen Unternehmungen, mit denen das Familienoberhaupt systematisch scheiterte. Zuvor hatte die Mutter Celia zwecks einer klassischen katholischen Erziehung in die Escuela Sagrado Corazón geschickt, aber die freidenkerische, radikale oder offen linke Atmosphäre im Hause der Schwester prägten ihren Charakter auf einzigartige Weise. Celia entwickelte sich zu einer antiklerikalen Sozialistin und Feministin.⁵ Während der zahlreichen Kämpfe, die die Argentinierinnen in den zwanziger Jahren ausfochten,⁶ hielt sie in ihrem Haus endlose Versammlungen ab und bewahrte sich vor und nach ihrer Ehe bis zu ihrem Tode 1965 ihre Unabhängigkeit.

Diese außergewöhnliche Frau war die wichtigste emotionale und intellektuelle Bezugsperson im Leben ihres ältesten Sohnes, zumindest bis er 1955 in Mexiko Fidel Castro begegnete. Niemand – weder sein Vater noch seine Frauen und Kinder – spielte eine so entscheidende Rolle in Che Guevaras Leben wie Celia, seine Mutter. Eine Frau, die zwanzig Jahre lang mit dem Stigma und der Bedrohung der Krankheit Krebs lebte; eine Radikale, die – sogar noch kurz vor ihrem Tod – Wochen im Gefängnis verbrachte, weil sie die Mutter ihres Sohnes war; diese Mutter, die fünf Kinder buchstäblich allein großzog, übte einen grundlegenden Einfluß auf Che aus. Allein Castro sollte später, in dem kurzen Zwischenspiel in beider Leben, eine ähnliche Bedeutung für ihn haben. Wenige Dinge illustrieren Glanz und Tragik der Geschichte Guevaras besser als seine schmerzliche Klage über den Tod der Mutter, von dem er im Kongo, ›im ewigen Herzen der Finsternis‹, erfuhr:

‹Machado Ventura› überbrachte mir die für mich traurigste Nachricht des Krieges: im Laufe eines Telefongesprächs mit Buenos Aires war ihm gesagt worden, daß meine Mutter sehr krank sei, und zwar in einem Ton, der vermuten ließ, daß es sich nur um eine vorbereitende Ankündigung handelte ‹...› Ich mußte einen Monat lang in dieser traurigen Ungewißheit verharren und auf eine Nachricht warten, die ich erraten konnte, obwohl ich immer noch hoffte, daß es sich um einen Irrtum handele, bis ich die Bestätigung vom Tod meiner Mutter erhielt. Sie hatte mich kurz vor meiner Abreise noch sehen wollen, vielleicht weil sie sich schlecht fühlte, aber das war nicht möglich gewesen, denn meine Reise war schon zu fortgeschritten. Sie hat den Abschiedsbrief, den ich für meine Eltern in Havanna zurückgelassen habe, nicht bekommen. Er sollte erst im Oktober zugestellt werden, nach der Bekanntgabe meiner Abreise.⁷

Che war nicht nur die Möglichkeit verwehrt, sich zu verabschieden, sondern auch die, dem vollen Ausmaß seines Kammers entsprechend zu trauern. Die afrikanische Revolution, erbarmungslose tropische Krankheiten und endlose Stammeskonflikte verhinderten es. Celia starb in Buenos Aires, aus dem Krankenhaus verwiesen und aus dem Totenbett gezerzt, weil die Besitzer der Klinik keine Frau beherbergen wollte, die siebenunddreißig Jahre zuvor Che Guevara geboren hatte. Er trauerte um sie in den afrikanischen Bergen; die Länder, die er zu den seinen gemacht hatte,

hatten ihn eines nach dem anderen vertrieben. Er sollte kaum zwei Jahre später zugrunde gehen: zwei Tode, die in enger Beziehung zueinander standen.

Das Argentinien, in das Ernesto (der bald den Spitznamen Teté erhielt) hineingeboren wurde, war 1928 noch ein dynamisches Land in vollem Schwung, gesegnet mit einer scheinbaren wirtschaftlichen und sogar politischen Idylle, die jedoch bald verblasen sollten. In den Zwanzigern glich Argentinien eher den britischen, von »weißen Siedlern« bewohnten Territorien als den übrigen Staaten des lateinamerikanischen Kontinents. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges war es durch seine sozio-demographischen Eigenschaften eher in die Nähe von Australien, Kanada oder Neuseeland gerückt und hatte wenig Ähnlichkeit mit Kolumbien, Peru, Venezuela oder Mexiko.⁸

Das Land hatte bereits dreimal soviel ausländische Investitionen zu verzeichnen wie Mexiko oder Brasilien. Die Strecke der Eisenbahnschienen pro tausend Einwohner war drei- bis zehnmal so lang wie die in seinen Nachbarländern.⁹ 1913 stand das Pro-Kopf-Einkommen im weltweiten Vergleich an dreizehnter Stelle und überstieg damit sogar geringfügig das französische. Die europäische Feuersbrunst und das zügellose Wachstum in den zwanziger Jahren änderten nichts an dieser Plazierung. Argentinien's Schwachpunkte – seine geringe Industrialisierung, übermäßige Auslandsschulden, ein hochempfindlicher Exportsektor – machten bald die Modernisierungsambitionen der einheimischen Elite zunichte. Doch zur Zeit von Che Guevaras Geburt verströmte seine Heimat noch ein lebhaftes und gerechtfertigtes Selbstbewußtsein. Das Land drängte danach, Teil der Ersten Welt zu werden und zeigte sich unbeeindruckt von den wirtschaftlichen und sozialen Vorzeichen, die bereits unheilverkündend am Horizont aufzogen.

Die 1912 erfolgte Einführung des geheimen, allgemeinen Wahlrechts für männliche argentinische Bürger führte vier Jahre später zum Wahlsieg der Union Civica Radical (des radikalen Bürgerverbandes) und ihres legendären Führers Hipólito Yrigoyen. 1928, einige Monate nach Che Guevaras Geburt, wurde er wiedergewählt und löste das schwunglose Interregnum von Marcelo T. de Alvear ab. Der Yrigoyenismus stellte weiterhin eine Herausforderung und Einschränkung für die alte Rancher-Oligarchie Argentinien's dar, erfüllte aber nicht die gewaltigen Hoffnungen, die er bei

der aufstrebenden Mittelschicht und der neuen Arbeiterklasse in Buenos Aires geweckt hatte, die aus einer instabilen, zusammengewürfelten Mischung von Einwanderern und Argentinern der zweiten Generation bestand.¹⁰ Druck von rechts, die Desillusionierung der Mittelschicht und die Auswirkungen der Depression beendeten das demokratische Intermezzo. 1930 übernahm das Militär die Macht – der erste Putsch dieses Jahrhunderts, bei dem die demokratisch gewählte Regierung eines lateinamerikanischen Landes gestürzt wurde. Anstelle des fast blinden, uralten Yrigoyen brachte die Armee mit der ersten in einer langen Reihe manipulierter Wahlen einen Militärdiktator an die Macht.

Es war Zufall, daß Ernesto in Rosario geboren wurde. Nach ihrer Hochzeit in Buenos Aires ein Jahr zuvor waren seine Eltern nach Puerto Caragatatay am oberen Paraná in die Gegend von Misiones gezogen. Ernestos Vater beabsichtigte, dort etwa 200 Hektar Mate oder argentinischen Tee anzubauen, das »grüne Gold«, das in diesem Teil des Landes im Überfluß gedieh.¹¹ Als Celia im siebten Monat schwanger war, reisten sie wegen der bevorstehenden Geburt und um eine Matefabrik zu kaufen, nach Rosario, der nächstgelegenen Stadt. Das landwirtschaftliche Projekt und die Matepflanzung scheiterten bald, wie alle geschäftlichen Unternehmungen Guevara Lynchs, wohingegen das andere Projekt von Erfolg gekrönt war: Ernesto wurde – wenn auch einen Monat zu früh – in Rosario geboren. Kurz nach der Geburt des Sohnes verließ die Familie die Provinz Misiones, und Guevara Lynch wurde Teilhaber einer um ihre Existenz kämpfenden Schiffsbaufirma in San Isidoro in der Nähe von Buenos Aires. Dort hatte Ernesto am 2. Mai 1930, wenige Wochen vor seinem zweiten Geburtstag, zum erstenmal einen Asthmaanfall. Guevara Lynch berichtet, daß seine Frau (eine ausgezeichnete Schwimmerin) das Kind häufig in den Nautischen Club von San Isidoro am Ufer des Rio de la Plata mitnahm. Der Vater läßt wenig Zweifel an der Verantwortung seiner Frau für das Unglück:

An einem kühlen, sehr windigen Maimorgen ging Celia mit unserem Sohn Ernesto im Fluß baden. Ich kam etwas später in den Club, um die beiden zum Mittagessen abzuholen, und fand den Kleinen, bereits außerhalb des Wassers und am ganzen Körper zitternd, vor. Meine Frau hatte nicht vorausgesehen, daß die Klimawechsel in dieser Jahreszeit sehr gefährlich waren.¹²